

375 Jahre Universität Gießen – Kontinuität im Wandel*

I

In einem guten englischen Kriminalroman wird eine Universität beschrieben, als alte und altmodische Stadt mit unbequemen Gebäuden und engen Gassen, in denen man sich nicht leicht zurechtfindet; aber – so heißt es – ihre Mauern stehen auf geheiligtem Boden und ihre Türme ragen in den Himmel. Was hier in bildhafter Sprache von Oxford in der Zwischenkriegszeit ausgesagt wird, birgt einen Gedanken in sich, der in vielen Festreden zum Thema „Universität“ unbeachtet blieb. Man suchte lieber das Wesen, die Idee, die Einheit der Universität auf, etwas Geschlossenes und womöglich Harmonisches. Sicherlich tat es wohl, davon zu hören. Der Wirklichkeit näher aber kommt wohl der Kerngedanke unserer Autorin: Was Universität war und ist, faßt man besser in Gestalt von Gegensätzen, Dualismen, Unvereinbarkeiten, die ausgehalten werden mußten und müssen – ja es könnte sein, daß sich das, was man (Bewegungs-)Freiheit der Universität nennt, mitten in der Zone vorfindet, wo solche Kräfte aufeinanderstoßen.

Jede Generation schöpft anderes aus dem tiefen Brunnen der Vergangenheit. Was selbstverständlich schien, als der Historiker Hermann Oncken an diesem Ort die Festrede von 1907 hielt, die Kontinuität Gießener Universitätsgeschichte zurück bis zum 7. Oktober 1607, ist heute Gegenstand des Fragens. Uns ist stärker bewußt, daß nicht nur die Sachen, sondern auch die

Begriffe, unsere Werkzeuge, ihre Geschichte haben; wir scheuen uns, so viele Rahmenbedingungen unbefragt festzuhalten, wie es früher verantwortbar schien; zuletzt haben wir auch eine schwierigere Gegenwart erlebt.

Aus vielem, was befragt und erörtert werden sollte aus der nun 375jährigen Geschichte einer Universität in Gießen, kann man nur wenig auswählen und muß vieles Wichtige übergehen; Universitätsgeschichte hat viele Aspekte und Dimensionen. Unter der Voraussetzung, daß vom Historiker vermutlich auch heute Zusammenhängendes, Verbindendes erwartet wird, das in irgendeiner Form die Brücke vom 17. zum 20. Jahrhundert schlägt, wird es bei einem dünnen Faden bleiben; zur Gegenwart hin kann er noch dünner werden, weil mehr vorausgesetzt werden darf. Zweierlei läßt sich wohl unter diesen Umständen beobachten: die Universität als in sich gegliederter Personenverband mit bestimmten Lebensformen, die fortbestehen, weil sich der Eintritt neuer Mitglieder zeitlich versetzt vollzieht, und das Engspanntsein dieses Personenverbandes in verschiedenartige, öfter einander entgegengesetzte Kräfte. Der Personenverband gerät in Situationen, in denen er auf Herausforderungen antwortet. Damit treffen wir nicht auf ein gleichsam zeitloses „Wesen“ der Universität, das sehr zweifelhaft erscheint, sondern auf einige ihrer Wesenszüge in einer jeweiligen Gegenwart. Wir verringern zugleich den Abstand zur Vergangenheit: denn Situationen, in denen man auf Herausforderungen antwortet, kennzeichnen die Universität auch heute.

* Vortrag, gehalten am 10. Mai 1982 zur Eröffnung der Festwoche aus Anlaß der 375-Jahrfeier der Universität Gießen.

Schneller, als man denkt, werden sie Vergangenheit und werden dem Urteil des Historikers anheimfallen. Selbst wenn sich herausstellen sollte, daß Universitätsgeschichte nur aus einer Abfolge von Krisen besteht, könnte dies mit diesem vorsichtigen Erklärungsmodell bewältigt werden. Vorsicht mag sich auch bezahlt machen, wenn man bedenkt, daß sich die Universität in öfter recht gegensätzlicher und selektiver Weise durch Tradition und durch Neuerung legitimiert oder daß sie auch dort an ihre Geschichte glaubt, wo der Historiker zweifelt, oder umgekehrt, so daß das Mißverstehen von Vergangenheit eine nicht viel geringere Rolle spielt als das Verstehen. Vergangenheit gerät dadurch, daß sie zur Vorgeschichte bestellt wird, in Gefahr. Denn Vergangenheit war zunächst vor allem horizontal verankert. Generationenlang ist z. B. die Wissenschaftshistorie in die Irre gegangen, weil sie ihre Stoffe naiv auf das heute als wissenschaftlich richtig Erscheinende zulaufen ließ. Vorsicht ist auch deshalb geboten, weil die Geschichte einer Universität zuerst die Geschichte eines Objektes ist, an dem gehandelt wurde. Dies erweist schon die Gründungssituation. Ein Objekt hat immer nur relative Bewegungsfreiheit. Das Objekt aber überdauerte und wuchs in neue Situationen hinein. Dabei veränderte es sich und wurde etwas Neues, was ihm selbst öfter unvollständig und verspätet bewußt wurde. Zeitweise vermochte es sich selbst neue Ziele zu setzen und womöglich zu erreichen. Im allgemeinen aber spiegelte es die soziale Kultur, in der es lebte. Das ist eine nicht unwichtige Feststellung. Sie entlastet die Universität von Überforderung, der ihre Vergangenheit und auch ihre Gegenwart – größtenteils zu Unrecht – ausgesetzt sind. Wenn man des Mythos nicht bedarf, braucht man auch nicht so oft zu entlarven. Universitätsgeschichte ist auch nüchtern betrachtet bemerkenswert genug.

Auch Nüchternheit hat es immer noch schwer beim Blick zurück. Wir glauben alle zu wissen, wie eine Universität von innen aussieht und gestern aussah. Wissen wir es wirklich? Dann wird uns vor Augen stehen, daß wir – anders als Hermann Oncken 1907 – einmal einer Generation von Universitätsgeschichte zugeordnet werden, die bisher nicht ihresgleichen hat. In höherem Maße als früher wird die Fähigkeit gefordert, sich beim Rückblick umzustellen. 80 bis 90% aller Wissenschaftler, die je gelebt haben, leben heute, so hat man errechnet; das Volumen von Wissenschaft soll sich in unserer Gegenwart alle 10 bis 15 Jahre verdoppeln. Zwei Drittel der Universitäten, die heute das bundesdeutsche Hochschulsystem bilden, sind nach 1957, als die Justus-Liebig-Universität eingerichtet wurde, entstanden oder haben den Universitätsrang erst nach 1957 erhalten. Die Welt sah anders aus vor 375 Jahren.

II

Das Entstehen einer Universität in Gießen war das Werk konfessioneller Sorge und dynastischen Ehrgeizes. Eine Universität in einem protestantischen Territorium des Reiches galt zuerst als Ausbildungsstätte von Pfarrern. Quantitativ am Anfang nachfolgend, jedoch sozial vorgeordnet und dann auch bald zahlenmäßig überlegen war das Angebot an Juristen für den Dienst bei der Obrigkeit. Theologie und Jurisprudenz, die vornehmsten Wissenschaften, blickten in verschiedene Richtungen: die Theologen auf das Territorium, auf Abgrenzung bedacht, fest in Stadt und Land der Heimat verwurzelt. Die Juristen befaßten sich mit einem universalen Recht von spätantik-mittelalterlicher Herkunft, das einen einheitlichen Glauben voraussetzte und am Ende auf den katholischen Kaiser ausgerichtet war; den erfolgreichsten von ihnen stand bald ein einheitlicher

„Markt“ offen, der das ganze Reich umfaßte und die Konfession zurücktreten ließ. Mediziner spielten zahlenmäßig noch keine nennenswerte Rolle; die Philosophische Fakultät befaßte sich mit dem vorbereitenden Unterricht für die höheren Fakultäten und hatte minderen Rang.

Wir stehen mit alledem in der zweiten Phase der deutschen Universitätsgeschichte, die man „Reformation und Konfessionelles Zeitalter“ betiteln kann. Sie dauerte von der Einrichtung einer Universität in Marburg (1527) bis zum Vorabend der Gründung in Halle (1694). An der ersten Phase der deutschen Universitätsgeschichte, der mittelalterlichen, hatte man in Gießen unmittelbar keinen Anteil; indirekt jedoch insofern, als die Universitätsgeschichte des Alten Reiches durch eine ununterbrochene rechtliche, institutionelle, wissenschaftliche und mithin auch soziale Kontinuität gekennzeichnet war. Sie führte bis nach Prag (1348) zurück und über Prag hinaus bis nach Paris und Bologna. Die Universitätsgründung in Gießen ist ein für das konfessionelle Zeitalter besonders typischer Fall. Konfession und Politik sind gänzlich untrennbar, bis ins Detail.

Diese erste Gießener „Situation“ läßt schon alle wesentlichen Faktoren erkennen, die die Universitätsgeschichte ungefähr ein Jahrhundert oder noch länger bestimmten. Kern- und Ausgangspunkt war ein Zukurzgekommensein, die Benachteiligung des Junior-Fürstentums Hessen-Darmstadt gegenüber Hessen-Kassel bei der Erbteilung des Landgrafen Philipp des Großmütigen. Am Anfang zählte Hessen-Darmstadt etwa 22 000 Einwohner auf 1 300 Quadratkilometern. Dieser Zustand war akzentuiert durch das konfessionelle Auseinandertreten zum Calvinismus im Norden und zum Luthertum im Süden. Auf beiden Seiten berief man sich auf den großen Ahnherrn Philipp, den Marburger Universitätsgründer. Bei der 1605 vollzo-

genen Aufteilung des erloschenen Teilfürstentums Hessen-Marburg, lutherischer Konfession, fiel die Universitätsstadt an den nördlichen Partner. Ludwig V. von Hessen-Darmstadt mußte sich mit der südlichen Hälfte mit dem Mittelpunkt Gießen begnügen. Als Moritz von Kassel entgegen dem Testament Marburg im Jahre 1605 calvinistisch machte, geriet die lutherische Landeskirche des Südens in Gefahr. Wohin sollten sich ihre Theologen künftig orientieren?

Zwei weitere Mitspieler vervollständigen die Rahmenbedingungen der Entstehung und Fortentwicklung der Universität für die ganze erste Hälfte ihrer Geschichte: der Kaiser an der Spitze des Reiches und die Beamtenfamilien der Landgrafschaft.

Die Anerkennung einer Universität war Angelegenheit des Papstes oder Kaisers. „Universität ist, was als Universität anerkannt ist“, daran führte auf die Dauer kein Weg vorbei. Der Erwerb des kaiserlichen Privilegs im Mai 1607 war ein großer Erfolg, vermutlich der erste große Erfolg des Zwerghaates. Bis 1808 wurde in Gießen „auctoritate caesarea atque principali“ promoviert. Der kleine Personenverband von anderthalb Dutzend Professoren und wenigen hundert Studenten war nun mit den allgemein gültigen Freiheiten der Universität ausgestattet und führte deren Zeichen, die Szepter und Siegel, als einzige Kraft dieses Ranges im Territorium. Es war eine prinzipiell dualistische Situation, da die Legitimierung der Universität am sonst allmächtigen Landesherrn vorbeigriff. Wenigstens im 17. Jahrhundert hat man alles getan, um die Verbindung zum Kaiserhaus hervorzuheben, durch einschlägige Feste und Trauerbekundungen. Noch wichtiger war die Prägung des Denkens und Handelns, die durch diese Entscheidung vor der Gründung der Universität auferlegt wurde: Gegenüber der in den calvinistischen „Irrtum“ verfallenen Mar-

burger Schwester war man in jeder Beziehung auf Legitimität und Korrektheit festgelegt und blieb dabei. So dauerte die Vorphase des „Gymnasium illustre“, das man gleich 1605 in Gießen angelegt hatte, um überhaupt einen Mittelpunkt zu schaffen, nur zwei Jahre, bis zum 7. Oktober 1607.

Schneller als gedacht war jenes Widerspiel von Enge und Weite geschaffen worden, das die Universitäten des Zeitalters kennzeichnete. Wenigstens formal stand man gleichrangig neben den großen lutherischen Universitäten wie Wittenberg oder Leipzig in einer zunächst recht günstigen hochschulgeographischen Lage – solange die Konfession maßgeblich blieb. Verwirklicht wurde überregionaler Rang vor allem von den Juristen, der erfolgreichsten Gießener Fakultät des 17. und 18. Jahrhunderts. Sie zog auch adelige Hörer von weiter in nicht geringer Zahl an und war in ganz betonter Weise kaisertreu, mit Aussagen, an denen die Stauerer ihre Freude gehabt hätten. Die politische Herausforderung führte dazu, daß sich in Gießen einer der frühen und wichtigen Mittelpunkte der jungen deutschen Staatsrechtslehre bildete.

Vom Makrokosmos kommen wir zum Mikrokosmos. Wie um wohl jede nennenswerte Institution des Alten Europa bildete sich auch um die Ludoviciana eine Zone sozialer Verdichtung. Oder weniger abstrakt ausgedrückt: Die Professoren der ersten Generation – sehr oft abgewanderte Marburger – faßten ihren Lehrstuhl nicht nur als persönliche Stellung auf, sondern suchten ihn oder erreichbare ähnliche Positionen ihren Söhnen, Schwiegersöhnen oder entfernten Verwandten, engeren Landsleuten oder Patenkindern zuzuwenden. Die Universität in Gießen ist der klassische Fall einer „Familienuniversität“. Sie war gleichsam im Besitz von „Universitätsfamilien“. Es war die gleiche Gruppe, die

auch die höheren Beamtenstellen und die wichtigsten Kirchenämter des Landes besetzte: Abkömmlinge ratsfähiger Familien der hessischen und benachbarter Städte. Die Hand einer Professorentochter legitimierte erfolgreiche junge Leute, die ein Lehramt anstrebten, für welches gerade kein Professorensohn zu Verfügung stand oder durchgesetzt werden konnte. So erneuerten sich die Familien in jeder Generation und schlossen Außenseiter mit ein, die etwa durch die Protektion des Landgrafen zunächst gegen den Willen der Universität eingedrängt worden waren.

So handelte es sich insgesamt gesehen um ein nach Abkunft, Konfession, Bildung und Lebensstil sozial stark verdichtetes Gebilde. Begünstigung und Inzucht kennzeichneten es einerseits, auf der anderen Seite aber auch eine traditionsgesättigte Gelehrtenkultur auf christlich-humanistisch-gemeindeutscher Grundlage. Häufig war nicht sehr viel wissenschaftliche Begabung im modernen Sinne dabei, die jedoch für die alte Lernuniversität weder notwendig noch typisch war, wenn auch nicht ausgeschlossen. Wenn man jedoch fragt, „warum überlebte die Universität“, dann findet man hier einen wesentlichen Teil der Antwort. Die Familien wurzelten öfter schon in Marburg, übernahmen das neue Produkt von 1607 und überbrückten auch die vorübergehende Rückwanderung nach Marburg zwischen 1625 und 1649. Sie begünstigten Gießen als Ort der Restauration von 1650 und setzten dieses gegen andere Wünsche durch. Der Theologe Balthasar Mentzer, zuerst Professor in Marburg, ist im politischen, organisatorischen, wissenschaftlichen und zuletzt auch biologischen Sinn gleichsam der Vater der Universität Gießen. Seine vier Töchter heirateten Gießener Professoren; sein Sohn und sein Enkel wurden Gießener Professoren; sein Urenkel, Balthasar Mentzer IV., wenigstens noch Theologieprofessor in

Göttingen. Die lutherische Orthodoxie in Gießen, weit bekannt und im gelehrten Wettstreit mit Tübingen erfolgreich, war ein gut funktionierendes Familienunternehmen; ihre Vorkämpfer ruhen aus im Alten Friedhof.

Zwischen dem Kaiser und den Universitätsfamilien stand der Landesherr. Die landesherrliche Teilung Hessens, die auch das grauenvolle Ringen im Dreißigjährigen Krieg nicht rückgängig machte, hat die Universität in Gießen nicht nur möglich gemacht, sondern hat sie hervorgerufen. Sie ist, mit aller Nüchternheit territorialpolitisch betrachtet, entstanden, weil man einer lutherischen Pfarrerschule bedurfte, und ist zweitens als Konsequenz einer im 1605 neuerworbenen Oberhessen notwendig gewordenen Mittelpunktbildung zu verstehen, etwa so wie die fast gleichzeitig in Gießen eingerichtete Provinzialregierung und die Superintendentur. Es ist eine Legende, daß die Universität autonom gewesen sei; was Landgraf oder Hof durchsetzen wollten, haben sie erreicht – wenn auch unter dreierlei Vorbehalt: unter strenger Respektierung des kaiserlichen Privilegs, unter Respektierung der überall verbreiteten, ebenfalls legitimierenden Organisationsform der mittelalterlichen Vierkultäten-Universität und unter Respektierung der Gießener „Ideologie“, das bessere, eigentliche Marburg, die richtige hessische Universität zu sein. Alle drei Dinge lagen auch im wohlverstandenen Interesse des Landesherrn. Die Ausstattung der Universität gründete auf den südlich der neuen Grenze befindlichen Gütern der Universität Marburg und auf erheblichen Zuwendungen der landesherrlichen Kasse. Sie war vom Träger, vom Kleinstaat, und nicht von der Aufgabe her definiert: Dies war erträglich angesichts der älteren, statischen Verhältnisse, die praktisch nur Personalkosten erbrachten; es wurde eine immer schwerere Hypothek im 19. und 20.

Jahrhundert, die nicht vor 1960 überwunden werden konnte.

Zeugnisse landesherrlicher Fürsorge waren die Statuten von 1629 und die Einleitung der Professorengalerie, auch sie von 1629. Stärker aber waren bald die Schatzen. Der kaiserliche Richterspruch hatte 1623 die ganze Marburger Erbschaft Darmstadt zugeordnet und damit die Gießener Universität nach Marburg geführt – als schon beide Hessen auf verschiedenen Seiten standen: Kassel bei den Protestanten, Darmstadt bei den Katholiken. Mitten im großen Krieg, in den kurzen Jahren des Erfolges des Südens, teilten die beiden Linien das Marburger Erbe praktisch und symbolisch (1627). So gelangte auch die Universität von 1607 in den Besitz eines der beiden Szepter Philipps des Großmütigen und Karls V., die etwa achtzig Jahre älter sind als die Ludoviciana selbst. Es ist – bis heute – das sprechende Zeugnis einer bis dahin gemeinsamen, nun aber geteilten hessischen Universitätstradition. Am Ende des Krieges, nach der Niederlage in tiefster Erschöpfung, verzichtete der Darmstädter Landgraf auf seine Marburger Ansprüche und stellte die Universität in Gießen wieder her. Fortan war sie unabhängig vom anderen Hessen ein Gebilde eigenen Lebensrechts und landesherrlicher Rason, bis 1933/35.

So fand sich die Universität von 1607 in ihrem ersten Jahrhundert irgendwo im Schnittpunkt dreier stärkerer Kräfte vor. Während die großen Entscheidungen fielen, wählte sie als privilegierte Korporation getreulich jedes Jahr Rektor und Dekane nach den Statuten von 1629. Sie produzierte als mittlere oder kleine Hohe Schule im zeitgenössischen Maßstab christlich- aristotelischen Humanismus gegenüber 200 bis 400 Studenten und ließ diese in lateinischer Sprache über mehr oder weniger gut verstandene Texte disputieren. Sie reagierte mit Wachheit in Theologie und Ju-

risprudenz auf die Signale des Zeitalters oder setzte sie selbst; weniger sicher war man in den philosophischen Fächern, wo man auch hören konnte: „Sol movetur, terra non movetur“.

III

Im Zeitalter der Aufklärung, zwischen 1694 und dem Untergang des Alten Reiches am Anfang des 19. Jahrhunderts, antwortete schon eine alte Universität auf die Herausforderungen des Zeitgeistes; das heißt, der Gründungsimpuls war „historisch“ geworden. Sehr kraftvoll waren die Antworten nicht, die sich einem verfestigten Gefüge entzogen, vergleicht man sie mit den neugeschaffenen führenden Universitäten und den gelehrten Gesellschaften des Zeitalters. Aber dieser Vergleich ist nicht ganz gerecht. „Überstehn ist alles“, so kann man die erste Generation nach dem großen Krieg und wieder die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts charakterisieren, als neue Kämpfe das Land überzogen und das Mutterland dem Staatsbankrott nur um ein Geringes entging. Nur das Jubiläum von 1707 konnte einigermaßen in einer Zeit der Sorglosigkeit gefeiert werden.

Mittlerweile begann sich der Dualismus, der den herrschenden Universitätsfamilien in Gestalt landesherrlicher Macht und überterritorialer Kräfte gegenübertrat, zu modernisieren und zu differenzieren. Aus der kaum angefochtenen wurde die gestörte Familienuniversität. Schwere Niederlagen erlitten die Universitätsfamilien, als der absolutistisch werdende Hof den Pietismus durchsetzte: vor allem seit 1685, zum ersten Male in einer deutschen Universität. Jahrzehntelange leidenschaftliche Kämpfe in der Theologischen und der Philosophischen Fakultät waren die Folge. Es war ein schwacher Trost, daß der Historiker beobachtet, mit welcher Übermacht

sich die sozialen Regeln des Zeitalters auch den Neuankömmlingen aufdrängten. Auch sie bildeten Universitätsfamilien aus oder fügten sich nach einiger Zeit den alten ein. Inzwischen veränderte sich die Welt im Umkreis der Theologie, ehe man dessen gewahr wurde. So erschien das Ringen um die rechte Lehre, für die man im großen Krieg in den Tod gegangen war, im späten 18. Jahrhundert schon als „Theologengezänk“.

Bei dieser Auseinandersetzung stellte sich heraus, wie sehr die hochschulgeographische Situation der Ludoviciana – 300 Jahre hindurch – von der Nähe zu Frankfurt am Main bestimmt war, einem der großen Zentren des Alten Reiches und Hauptstadt dann des Deutschen Bundes. Die Frankfurter Messen wirkten auf den Rhythmus des Studienjahrs ein. Speners Pietismus hatte von Frankfurt aus, über das Medium des Hofes, Einzug gehalten. Wichtige Familien der Reichsstadt, Senckenberg oder Goethe, hielten mit der Ludoviciana Kontakt. Bei der Gießener Promotion von Goethes Vater hatte man aus Frankfurter Sicht das „geprießne Lahn-Athen“ angepöbeln. Zudem war die Ludoviciana auch die Nachbaruniversität der Reichsstadt Wetzlar, wo seit 1690/93 eines der beiden obersten Gerichte im Reich, das Kammergericht, und damit ein Zentrum juristischen Sachverständes eingezogen war. Es waren außerterritoriale Momente, die der Armut und Enge des Kleinstaats entgegenwirkten.

Während die Juristen weiterhin des Kaisers Gnaden und Ämter entgegennahmen und den Weg in die große Welt offen hielten, wuchs mit dem Schwund des konfessionellen Moments das gesamtdeutsche Universitätssystem zu immer größerer Bedeutung heran und mit ihm das Vorbild Halles (seit 1694) und dann vor allem Göttingens (seit 1734/37). Der Ludoviciana blieb die zentrale Lage erhalten; sie begün-

stigte beträchtlich den Kontakt mit dem Neuen, aber ließ auch das weitere Einzugsgebiet angreifbar und angegriffen erscheinen. Die Sorgen des 19. Jahrhunderts deuteten sich an.

Der Druck des Hofes führte auch zum Einzug der modernen Welt in Gestalt der neuen Fächer der ökonomischen Wissenschaften. Es war zugleich die erste ernsthafte Abkehr von der mittelalterlichen Universitätsordnung. Jedoch sollte man das Mittelalter und die von ihm legitimierte Universität nicht unterschätzen. Bei der Kameralistik überwältigte der Hof die Universität nicht, sondern schloß mit ihr einen Kompromiß. Die neue Ökonomische Fakultät von 1775, bemerkenswert als eine der sehr wenigen in der damaligen Universitätsgeschichte, wurde eben doch nicht gleichberechtigt. Ihre Kosten mußten endlich vom Staat, nicht wie geplant durch „Umverteilung“ von der Universität aufgebracht werden.

Kameralisten waren nicht Tierärzte oder Forstleute, sondern landgräfliche Verwaltungsbeamte mit einer Rundum-Ausbildung. Dies führt uns zum wichtigsten Funktionswandel der Universität am Ende des 18. Jahrhunderts. Die Ludoviciana, die einst mit einem beachtenswerten Anteil am überregionalen „freien Markt“ der deutschen Studentenschaft begonnen hatte, verengte sich immer mehr auf ihre Aufgabe als Beamtenhochschule des Landesherrn und benachbarter Herren und Städte. Beamte in Kirche oder Staat besaßen, wie an der Universität, in der Regel auch schon einen Pfarrer oder Beamten als Vater oder Onkel. Nur ein Fünftel der Gießener Studenten des ausgehenden 18. Jahrhunderts stammte nicht aus diesem sozialen Umkreis.

Als die Landgrafschaft in den Stürmen der Revolutionszeit hilflos einhertrieb und die Franzosen die Universitätsstadt eingenommen hatten, war ein Gießener Profes-

sor der Jurisprudenz hessischer Ministerpräsident, Christian Gatzert. Er verkörperte zum letzten Male die traditionelle Kaiserentreue von Land und Universität. Während die Alte Welt in Hessen zusammenbrach, 1799, schloß ein anderer Gießener Professor, August Crome, im letzten Augenblick für seinen Herrn den Waffenstillstand mit den Franzosen.

IV

Als Großherzogtum Hessen mit etwas mehr als 600 000 Einwohnern ging der Landesstaat 1815 aus der großen Verwandlung hervor. Die Universität hatte mit ihm überlebt, während größere Hochschulen mit ihren Trägern untergegangen waren. Der Weg in die moderne Welt, in das klassische Zeitalter der deutschen Universitätsgeschichte, konnte beginnen. Er war lang für die Ludoviciana und steinig. Der neue Staat war erst recht ein „Beamtenstaat“. Die Beamten hatten mehr Verständnis für „ihre“ Universität als die Landstände der neuen Verfassung von 1820, die eher das agrarische Milieu des Landes widerspiegeln. So verband sich in eigentümlicher Weise die politische Unterdrückung einer in ihrer zentralen Lage besonders unruhigen Universität mit der Bewahrung und schließlich auch Fortentwicklung ihrer Existenz; der gleiche hessische Beamte, der im Geheimen die Universitätsgesetze Metternichs formulierte, war auch der Partner Liebigs und hat ihn über Erwarten lange an der Universität gehalten. Die die Meinungsfreiheit mit Füßen traten, waren die gleichen, die die Tierheilkunde zum ersten Male in Deutschland zur Universitätswissenschaft erhoben oder in der neuen Katholisch-Theologischen Fakultät mit beachtlichem Sinn für Qualität beriefen. Während man ringsum in Oberhessen hungerte, ging es in den dreißiger Jahren mit der Universität endlich wieder

aufwärts, nach Jahrzehnten des Verfalls. Paradoxes löst sich auf, wenn wir auch die Universität des 19. Jahrhunderts, bis zum Beginn des Eisenbahnzeitalters in der Mitte des Säkulums, als soziale Insel der ganz wenigen deuten; zu diesen ganz wenigen gehörten auch die meisten Oppositionellen. Die Follen waren eine ebenso angesehene Familie wie die Büchner; wenn Karl Follen nicht lieber Revolutionär geworden wäre, wäre er vermutlich Gießener Professor der Juristischen Fakultät geworden und Georg Büchner möglicherweise Professor der Medizin. Ministerpräsident war der Gießener Jurist Karl Ludwig von Grolmann, ein Rheinbündler, auch der Vater der hessischen Verfassung und der bürokratischen Reformen, die aus dem zusammengeflackten Land einen Staat machten. Grolmann, auch er Zeitgenosse Liebigs, war der letzte große Mann aus den Universitätsfamilien; sein Geschlecht war mit der Universität aufs innigste verbunden. Er war gleichsam der Gegenpol Balthasar Mentzers am Ende eines Zeitalters.

Immer wieder neu werden sich die Historiker um die Deutung der kommenden klassischen Periode der deutschen Universität bemühen, wir können uns damit im einzelnen nicht befassen. Jedenfalls ist auch in Gießen ein Wandel eingetreten, der aus der Universität Grolmanns bis zum Vorabend des Ersten Weltkriegs etwas völlig anderes gemacht hat, das beinahe nur die Etiketten, Titel und Namen mit der alten Anstalt gemein hat. Es war der größte Wandel in der deutschen Universitätsgeschichte, der auch die Veränderungen um 1970 zusammenschumpfen läßt. Er hat sich freilich weder rasch noch konsequent vollzogen und war auch schon im 18. Jahrhundert eingeleitet. Er war auch verbunden mit dem fortan endgültigen Tatbestand, daß die Geschichte einer Universität ohne die Geschichte der anderen Universitäten unverständlich bleibt. Das Erklärungsmodell

des Vorseilens, Nachhinkens und Wiederaufholens wurde nun maßgebend. Die Gießener Universitätsgeschichte ist jetzt von der Frage her zu deuten, wie man sich in diesem Feld behauptete.

Das 19. Jahrhundert, das die moderne Welt begründete, war in vieler Hinsicht von gänzlich anderer Qualität als seine Vorgänger. Auch dies können wir nicht erwägen, sondern nur feststellen. Ein wesentlicher Orientierungspunkt ist die Einrichtung einer Universität in Berlin 1810. Der Einfluß der Brüder Humboldt reicht tief in die Gießener Universitätsgeschichte hinein. Der alte Dualismus „Landesherr – Kaiser“ oder „Landesherr – gelehrte Autorität“ wurde nicht durch einen Monismus des bürokratisierten Staates abgelöst, sondern in überraschender Weise bei weitem noch vertieft: Aus dem Gegeneinander von Kräften ist die große Universität des 19. Jahrhunderts entstanden. Der stärker gewordene modernisierte Landesstaat sorgte weiterhin für Finanzierung und (zunehmend verbesserte) Organisation der Universität. Ihr als Staatsanstalt mit freier Ausübung der Wissenschaft und Selbstverwaltung trat in einer neuen Weise die Vorstellung gegenüber, daß die Universitäten der ideelle Gesamtbesitz der Kulturation seien und deren Aufmerksamkeit in besonderer Weise verdienten. Zum zweiten empfanden sich die Professoren, besonders die Professoren neuen Stils, als Gelehrtenrepublik deutscher Zunge zusammengehörig. Dem entsprach die neue Mobilität der Studenten, die die Universitäten zu einem einheitlichen Markt zusammenrücken ließ. Diese neuen Tatbestände wurden in überraschender Weise politisch und bürokratisch respektiert und erwiesen sich als eine Kraft, auf die die Universitäten bauen konnten. Man kann sagen, daß sich die meisten Gedanken Humboldts und seiner Mitstreiter nicht durchgesetzt haben, da sie zugleich utopisch und rückwärtsge-

wandt und im Kern auf eine Beamtenhochschule alten Stils bezogen waren. Durchgesetzt hat sich hingegen der nach älteren Vorbildern in Berlin abschließend formulierte Gedanke von der zwingenden Verbindung von Forschung und Lehre. Professoren und Studenten traten fortan gemeinsam dem zu Ergründenden und nie ganz Ergründbaren gegenüber. Es ging nicht mehr um traditionsbezogene enzyklopädische Gelehrsamkeit, sondern um methodische, spezialisierte Forschungsarbeit.

In der Gießener Universitätsgeschichte setzten sich diese Ideen von Fach zu Fach im Laufe von zwei oder drei Generationen durch. Wo die eine oder andere Universität voranging, umstrahlte sie auf einmal das helle Licht – und zwar nicht nur des verwirklichten Prinzips, sondern des konkreten, meßbaren Erfolgs. Unwiderstehlich nämlich waren die Energien, die freigesetzt wurden, und die sozialen Mechanismen, die unter den alten Etiketten aus der Universität etwas Neues machten und zu unerhörter Qualitätssteigerung führten. Es waren auch in den kommenden Apparatewissenschaften noch ganz persönliche Leistungen des Professors. So konnten sie überall stattfinden, auch in Gießen. Die disziplinbezogene, sprachgebietsweite Auslese des besten Forschers, die am Ende der Entwicklung stand oder stehen sollte, auch heute das angemessene Postulat, führte wenigstens prinzipiell das Ende der Universitätsfamilien und ihrer Lernuniversität herbei. Es war ein kanalisiertes, institutionalisiertes Gegeneinander, ein harter Wettbewerb, auch mit seinen Schattenseiten. Es entstanden dabei der habilitierte Privatdozent neuen Stils, die wissenschaftliche Hierarchie, das Institut und Seminar. Justus Liebig, eine von der internationalen Forschung an vorderer Stelle beachtete Gestalt der Welt-Wissenschaftsgeschichte, der bedeutendste Gelehrte der Ludoviciana,

hat auch in dieser Entwicklung, nicht nur in seinem chemischen Fachgebiet, eine entscheidende Position. Dabei sei auf die bemerkenswerte Flexibilität der überkommenen Universitätsverfassung, des Lehrstuhlprinzips, hingewiesen. Sie ließ den Eintritt der modernen Welt in einer wenig darauf vorbereiteten Hochschule vor sich gehen, ohne daß es zu schweren Krisen kam.

Die Finanzschwäche des Trägerstaates führte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer neuartigen Vielfältigkeit der Ludoviciana. Denn die anderswo in Spezialschulen gepflegten praxisnahen, erst auf dem Weg zur Verwissenschaftlichung befindlichen Fächer der Veterinärmedizin, Forstwissenschaft, Landwirtschaft, auch der Architektur und des Verkehrsbauwesens wurden – nicht immer zur Freude der klassischen Fakultäten – der Universität zugewiesen. Die Krise kam, als man den freien Wettbewerb mit den besser entfalteten Spezialschulen aufnehmen mußte, die sich ihrerseits dem Hochschulrang näherten: zum Ende des Jahrhunderts hin. Die kulturpolitischen Entscheidungen, die notwendig wurden, fielen normalerweise zugunsten des modernisierenden Ausbaus aus, um damit die Wettbewerbsfähigkeit zu erhalten. Nur die technischen Fächer wurden 1874 nach Darmstadt abgegeben. Weil diese Entwicklungsrichtung abgeschnitten wurde, blieb die Ludoviciana eine klassische Universität, wenn auch mit einer ungewöhnlich vielseitigen Ausstattung. Was Geld und immer mehr Geld kostete, das heißt über den statischen Finanzrahmen der vormodernen Universität hinausging, blieb freilich ein Problem. Es war ein allgemeines Strukturproblem der Universitäten und in Gießen ein besonderes. Lange hatten sich die Studentenzahlen auf angemessener Höhe gehalten. Der Beamtenstaat hatte für eine zweijährige Studienpflicht aller Anwärter des Staats- und Kir-

chendienstes gesorgt. Die politische Befreiung von 1848 und die etwa 1860 durch die Vollendung des Eisenbahnnetzes vollzogene technische Befreiung von vielen Mobilitätsfesseln stießen die Universität in eine Frequenzkrise. Die Ausstattung war zu knapp und die Anziehungskraft zu gering, um den gänzlich freien Wettbewerb ohne Schaden bestehen zu können. Es war die Zeit der Fusionspläne mit Marburg oder der Absicht, beide Universitäten zu teilen oder gemeinsam an einen anderen Platz zu verlegen.

Nicht sogleich, aber endlich doch entschloß man sich als Folge der Reichsgründung von 1871 zu einer Neuorientierung. Den kleineren Reichsgliedern blieb außerhalb der Kulturpolitik nahezu kein Spielraum mehr. Auch traten die Gebildeten, die Akademiker, als Stand klarer hervor und bekannten sich zu ihrer Ausbildungsstätte, der Universität, die nun zunehmend auch für Berufe außerhalb des Verwaltungs- und Kirchendienstes qualifizierte. Von 1890 an erlaubte endlich auch das neue Klinikum auf dem Seltersberg ein modernes Medizinstudium.

Die überdurchschnittliche Teilhabe der Ludoviciana an der neuen Mobilität führte weitere grundlegende Veränderungen herbei. Gießen war nun dem Alter seiner Ordinarien nach die jüngste deutsche Universität; es wurde eine Durchgangsuniversität in ganz besonderer Weise in dem Sinne, daß vielversprechende jüngere Gelehrte am Anfang ihrer Laufbahn berufen wurden, weil gereifte nur selten nach Gießen kamen. Von hier führte das immaterielle und materielle Belohnungssystem der deutschen Universitäten viele der Erfolgreichsten wieder weg. So ist es länger als hundert Jahre geblieben. Es gehört sicher zu den hoffnungsvollsten Zukunftszeichen, daß sich dieser Tatbestand seit etwa 1975 deutlich in sein Gegenteil verkehrt hat.

Seinerzeit kam, wie auch noch heute, das meiste auf die Berufungspolitik an. Man kann feststellen, daß in beachtlichem Maße gut berufen worden ist. Die Liste bedeutender Gelehrter, die in Gießen wirkten, wenn auch meist nur kürzere Zeit, ist ansehnlich. Dabei hat vermutlich auch der vergleichsweise liberale Charakter der Ludoviciana eine Rolle gespielt, wie er sich seit dem späteren 19. Jahrhundert abzeichnete. Die häufigen Berufungs- und Bleibeverhandlungen setzten, seitdem es keine Lehrstuhlvererbung mehr gab, in nicht allzulangen Abständen durch Staatszusagen Modernisierungsmechanismen in Gang, die der Armut der Universität entgegenwirkten. Im ganzen wird man sagen dürfen, daß Gießens wissenschaftliche Leistungen bedeutender gewesen sind, als die materiellen Voraussetzungen erwarten ließen.

Der kleine Staat respektierte die Universität mehr als der große, als etwa Preußen. Spätestens um 1900 war ein völliger Stilwandel eingetreten, als die klassische Universität auch in Gießen voll durchgesetzt war und auf der Höhe ihres Ansehens stand. Von einem lästigen Kostgänger war sie zum Stolz des Landes geworden. Die Rektoren waren nicht mehr wie ein Jahrhundert zuvor Schattenfiguren, während ein Professor der Jurisprudenz als ständiger Kanzler und Vertrauensmann des Hofes die Geschicke bestimmt hatte, sondern das Haupt einer allseits geachteten Korporation. Wenigstens einige Zeit entsprach der Schein durchaus dem Sein. Das Jubiläum von 1907 zeigte eine in der gesellschaftlichen Oberschicht fest verankerte Universität.

In der Stille bahnte sich indessen der Wandel an, der sozialgeschichtlich gesehen den bis dahin tiefsten Einschnitt in der Studentengeschichte der Universität mit sich brachte. Die allgemeine Zunahme der Studentenzahlen erreichte auch die Ludovi-

ciana und führte das Ende der Beamtenuniversität herbei; sie wurde in der Mehrheit vom kleinen Bürgertum eingenommen. Es war im wesentlichen die Situation, die bleiben wird bis zur Krise der klassischen Universität in den sechziger/siebziger Jahren. Die alten Führungsfakultäten der Juristen und Theologen vereinigten am Vorabend des Ersten Weltkriegs zusammen nicht einmal mehr ein Fünftel der Studentenzahl auf sich. Für die beiden Medizinischen Fakultäten entschieden sich nahezu 40%, die Veterinärmedizin war seit 1914 eine eigene Fakultät. Die größte Fakultät war nun die Philosophische, die ihre alte Dienerrolle gänzlich abgestreift hatte, mit mehr als 40% aller Studenten. Mehr als ein Viertel aller Gießener Studenten wollten Gymnasiallehrer werden – jetzt das größte „Fach“ der Universität, das es vor einigen Jahrzehnten praktisch noch gar nicht gegeben hatte. Wer zum Studium kam, gehörte immer noch weit überwiegend zum Kreis der „Landeskinder“. Die sie Belehrenden aber stammten von überallher aus dem deutschen Sprachgebiet und nur noch zum ganz geringen Teil aus dem Großherzogtum. Auch die Ludoviciana war eine Wettbewerbsuniversität neuen Stils geworden, damals – als ein weiteres Mal ein altes Europa unterging.

V

Die Welt stürzte in Gießen nicht ein, als der Erste Weltkrieg verloren war, aber viele glaubten es und handelten dementsprechend. Die Universität trat damit ins Zeitalter der großen Krisen des 20. Jahrhunderts ein, das ihr die konkrete Geschichte, die für einige Jahrzehnte ferngerückt schien, wieder ins Haus brachte. Ja man wurde selbst wieder politisch wie sonst nur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wenn auch oft wenig durchdacht und wenig verständig. Das 20. Jahrhundert ist das

aufregendste der Gießener Universitätsgeschichte. Die Einschnitte entstammten dem Geschehen der großen Welt, der Landesstaat – solange es ihn gab – war Träger der Kontinuität.

Die Wehrpflicht von 1914 und die Dienstverpflichtungen von 1916 schnitten so tief ein wie zuvor nur die Karlsbader Beschlüsse von 1819. Die Studentenzahl sank steil ab. Die geistige Unruhe des Weltkrieges übertrug sich auch auf die Ludoviciana. So uneinsichtig man öfter in Fragen der großen Politik reagierte, so vernünftig waltete man in der kleinen Welt. Im dunklen Jahr 1918 dachte man intensiv an die Zukunft. Die Gründung der Gießener Hochschulgesellschaft war das wichtigste der gesetzten Daten. In Vorwegnahme der Entwicklungen der zweiten Nachkriegszeit griff sie über die allzu engen Grenzen Oberhessens hinaus.

Der notleidende Volksstaat Hessen hat zwischen 1919 und 1933 im Rahmen seiner Möglichkeiten in sehr beachtenswerter Weise für die Universität gesorgt, in Personalsachen besser als das Großherzogtum und viel besser als das Hitlerreich. Er bekannte sich zur Tradition des inzwischen eingewurzelten Kulturstaatsgedankens. Der Dank dafür fiel vielen schwer, den Professoren und den Studenten, die der Vergangenheit nachträumten und im Strudel von Inflation und Deflation dem sozialen Abstieg ausgesetzt waren. In dieser Not geriet der Dualismus des 19. Jahrhunderts in Gefahr. Es bahnte sich an, was Hitlerreich und zweite Nachkriegszeit exekutierten: eine erzwungene Konzentration des Hochschulwesens. Das Ende der Ludoviciana hat eine Vorgeschichte, die im finanziellen Ungenügen des Landesstaates wurzelt. Mit Jena, Rostock und Gießen als den drei kleinsten nichtpreußischen Universitäten befaßten sich rationalisierende Gedanken der Reichsreform, wie mit der Existenz des Volksstaats insgesamt.

Den Vätern und den Söhnen vermochte die Demokratie Ziele und Ideale nicht im genügenden Maße zu vermitteln, während die wirtschaftliche Lage fast aussichtslos erschien. Das Jahr 1929 brachte den Durchbruch zur Politisierung in der Gießener Studentenschaft, 1931 gab es eine nationalsozialistische Mehrheit in der Studentenvertretung. Am 30. Januar 1933 ergriff Hitler die Macht*.

Wenn es für einen Augenblick gestattet ist, das Menschliche zugunsten des Schicksals des Gebildes „Universität“ hintanzustellen, so ist die wichtigste Feststellung, daß die Jahre 1933/35 die landesstaatliche Verankerung der Ludoviciana, ihr Grundgesetz seit 1607, beseitigt haben. Bis 1935 gingen die Zuständigkeiten, auch die Personalentscheidungen, an Berlin über. Der scharfe Wind der offenen Konkurrenz um immer weniger Mittel und Studenten traf die kleine Universität unter vergleichsweise ungünstigen Ausgangsbedingungen, während im Inneren wie überall Gesinnungsterror, Ruin zwischenmenschlicher Beziehungen und Desorganisation voranschritten. Die Theologische Fakultät erschöpfte sich im Kirchenkampf. Auf allen Stufen konnte man Versuchungen nicht widerstehen, vor denen glücklichere Zeiten ohne ihr Verdienst bewahrt sind. Überscharf trat auch ein uraltes, durch die Wettbewerbsuniversität neuen Stils verschärftes Problem zutage: das Gegenüber der „saturierten“ Ordinarien, der „hungrigen“ jüngeren Dozenten und der leicht beweglichen Schar der Studenten. Gleichwohl scheint die Provinzuniversität hier weniger rauschhaft reagiert zu haben als anderswo. In der Universitätsverfassung von 1933 wurde neu belohnt und bestraft; die Stellung der Ordinarien war ge-

* Vgl.: Volker Press: „Niedergang, Auflösung und Wiedergeburt der Universität 1933–1957“ (Vortrag, gehalten am 12. Mai 1982 in Gießen). In: Gießener Universitätsblätter, Heft 2, November 1983.

schwächt, diejenige der jüngeren Dozenten und der Studenten gestärkt. Das Führerprinzip trat an die Stelle kollegialer Entscheidungen. In der Praxis führte dies zum Rückfall in vormoderne Zustände.

Die Studentenzahl fiel wegen der direkt und indirekt studienfeindlichen Maßnahmen der neuen Herren steil ab; im letzten Friedenssemester zählte man weniger als ein Viertel der Höchstzahlen der Republik, nämlich nur noch 557 Studierende. Die inneren Verhältnisse wandelten sich rapide. Die beiden Medizinischen Fakultäten umfaßten jetzt zusammen fast 60 Prozent der Studenten, die Bücherwissenschaften wurden an den Rand gedrängt. In die gleiche Richtung wiesen die Auswirkungen der Vertreibung der mißliebig gewordenen Lehrkräfte. Für die beamteten Professoren läßt sich ein Verlust von 12 Prozent errechnen, der der Durchschnittseinbuße aller deutschen Universitäten recht genau entsprach. In Gießen betraf dies jedoch – für diesen Personenkreis – fast allein die Philosophische Fakultät und in ihr jeden vierten Lehrstuhl. Das liberale Gießen bezahlte seinen Preis.

Die Existenznot der Ludoviciana scheint dann auf die Dauer, von den Unbelehrbaren abgesehen, Nachdenkende aller Schattierungen einander wieder nähergebracht zu haben. Die Rektoren verteidigten sie öffentlich, auch wenn andere Parteigenossen die Reduktion der Gesamtzahl aller Hohen Schulen um ein Drittel forderten. Es war ganz klar, daß Gießen in diesem Drittel eingeschlossen war. Die institutionelle Zerrüttung, von der die Theologie und die Geisteswissenschaften wohl am meisten betroffen waren, machte währenddessen ihre Fortschritte. Wenigen Bereichen kam die Förderung kriegswichtiger Studiengänge in den letzten Jahren zugute. Ob Sieg oder Niederlage des Regimes – den Informierten mußte klar sein, daß die Universität auf jeden Fall in höchster Gefahr

schwebte; offen war zunächst nur, ob der Ausgang durch Bereinigungsmaßnahmen oder durch die Katastrophe herbeigeführt werden würde. Die Bombenangriffe vom 6. und 11. Dezember 1944, das schwerste Unglück in der Geschichte Gießens und seiner Universität, schienen dann das Ende zu besiegeln.

VI

Die totale Niederlage im totalen Krieg, als Konsequenz dessen, was vorher geschehen war, war ein tiefer Einschnitt in der Gießener Universitätsgeschichte. Die Schließung aller Hochschulen durch die Besatzungsmacht forderte zu einem Wettlauf um die Wiedereröffnung heraus, dessen Regeln zunächst gänzlich ungewiß waren. Notwendig ist eine von Gießen abgerückte Perspektive, die die ganze Besatzungszone und Besatzungspolitik in Feindesland, die öffentliche Meinung beim Sieger und die Lebensumstände und Hilfsmittel der Besiegten und Kompromittierten und die Situation aller Universitäten miteinschließt. Unter solchen Voraussetzungen wird erkennbar, daß die Gießener Position in diesem Wettlauf von vornherein sehr ungünstig gewesen ist. Demgemäß war auch der Rückhalt bei den entstehenden deutschen Länderbehörden gering. Auch die geringste Hoffnung verpflichtete selbstverständlich zu den größten Anstrengungen. Man hat sie unternommen. Aber es gelang dann doch nicht, den amerikanischen Universitätsoffizier für das Interesse der Ludoviciana zu gewinnen.

Am Ende blieb eine reduzierte Hochschule mit den beiden Fakultäten, die keine andere hessische Universität aufwies – mit Veterinärmedizin und Landwirtschaft und fünf zugeordneten naturwissenschaftlichen Instituten. Die Hochschule wurde zum Sommersemester 1946 (wieder-)eröffnet und nahm dann den Namen Justus Liebig an. Die Phase, während welcher die Frage

nach dem Überleben unter sehr ungünstigen äußeren Umständen im Vordergrund stand, dauerte bis 1948/50. Das Gesetz zur Errichtung der Justus Liebig-Hochschule von 1950 brachte wenigstens die Rechtssicherheit wieder und ließ die Humanmedizin in Gestalt einer Akademie in den Verband der Hochschule zurückkehren. Es beharrte aber auch auf starken Einschränkungen und errichtete neu einen betont staatlichen Charakter der Anstalt. Rückblickend ist erkennbar, daß das neuentstandene Land Hessen, das sich 1946 gegen eine Universität in Gießen entschieden hatte, in sich zugleich alt-landesstaatliche und überregionale Wesenszüge vereinigte. Es setzte – freilich auf gänzlich andere Weise und der Not gehorchend – zunächst den Monismus der Hitlerjahre fort. Gegengewichte im Universitätssystem und in der öffentlichen Meinung waren noch nicht genügend ausgebildet.

Im Sinne unserer Leitfrage stellt sich heraus, daß man selbst noch 1957, als mit berechtigter Freude das Wiedererstehen einer Universität in Gießen begangen wurde, unentschieden zwischen Monismus und Dualismus hin und her zu schwanken schien. In manchen Details des damaligen Universitätsgesetzes kommt dies zum Ausdruck: vor allem in seinem weiterhin pointiert staatlichen Charakter und in der Betonung des Umstandes, daß es sich um eine kleine Universität mit biologisch-naturwissenschaftlichem Schwerpunkt, das heißt im Kern um eine Hochschule – mit dem Namen einer Universität – handeln sollte. Es gab schon wieder ein (bundes-)deutsches Hochschulsystem, aber es war in der Fülle der nächstliegenden Aufgaben des Wiederaufbaus seiner selbst noch zu wenig bewußt geworden.

Die Wiederkehr des Dualismus und damit die Vollendung der Universität in Gießen brachten im Grunde erst die Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau

der wissenschaftlichen Hochschulen von 1960 mit sich. Sie haben mit dem wiedergewonnenen Rückhalt der öffentlichen Meinung, vor dem Hintergrund weiterhin wachsenden Wohlstandes und beginnender Sorge um das Bildungswesen aller Stufen den Dualismus neu eingerichtet. Mit großem Eifer folgten die Länder den Vorschlägen und gingen zum Teil noch darüber hinaus. Es war für alle Universitäten ein Segen. Für die Justus-Liebig-Universität in ihrem besonderen Schicksal, wie es in diesem Vortrag zum Ausdruck kommt, bedeutete es mehr: Eigentlich zum ersten Male wurden ihre Aufgaben von einer im weitgespannten Rahmen erörterten Bedarfsfrage her definiert und nicht mehr von der Situation des Trägers. Es war ein Wendepunkt ihrer Geschichte, der – bis Ende 1972 – die äußerlich erfolgreichsten Jahre ihrer ganzen Existenz einleitete. Die Geschwindigkeit des Ausbaus scheint – von den Erfahrungen der Gegenwart her geurteilt – beinahe unvorstellbar zu sein; noch 1971 und 1972 sind zusammen fast 600 neue Stellen eingerichtet worden. Außer der Theologie wurden alle Fächer wiederhergestellt und gegenüber dem letzten Stand der Ludoviciana um ein Mehrfaches vergrößert. Der rückblickende Historiker kann als eine der beiden großen Leistungen seiner Universität in der jüngsten Vergangenheit die „Verarbeitung“ dieser Quantitäten hervorheben.

Das Chaos brach nicht aus, als die Zahl der Studenten von 1957 an bis heute beinahe auf das Zwanzigfache und die Zahl der Professoren auf das Zehnfache anstieg. Dürfte man die jüngere Universitätsgeschichte seit 1957/60 für einen Augenblick isolieren, so wäre die Justus-Liebig-Universität zur kleinen Spitzengruppe der wirklich gelungenen Neugründungen der Nachkriegszeit zu zählen – aber ihre Vorgeschichte hat natürlich ein sehr gewichtiges Wort mitgesprochen.

Heute schon scheint darüber hinaus die Feststellung erlaubt, daß das Gießener Handeln von 1957/60 an wohl einmal allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich ziehen wird. Denn es war die letzte Gründung oder Wiedergründung der deutschen Universitätsgeschichte, die im Sinne unserer Periodisierung wirklich klassisch zu nennen ist. Dies gilt schon nicht mehr für die aus wilder Wurzel entstandenen Reform-Universitäten von 1961 an. Als klassische Universität trat man in die Umbruchphase von 1968–1972 ein. Man zeigte sich gefestigter als andere Universitäten des gleichen Landes, die auf eine glücklichere Vorgeschichte zurückblicken konnten. Aus solcher Perspektive kann der hessischen Hochschulgesetzgebung von 1966 an insofern Positives abgewonnen werden, als die unterschiedlichen Ausgangspositionen endlich gänzlich angeglichen wurden und fortan ein Wettbewerb unter gleichen Vorbedingungen ins Auge gefaßt werden konnte.

Die Darstellung der Ereignisse von 1968 an und damit der neuen Verhältnisse der nachklassischen bürokratisierten Massen- und Gruppenuniversität wird der Historiker dem Festredner der 400-Jahrfeier überlassen. Dies kann nicht in wenigen Worten geschehen.

Nicht ohne Sorge sieht man inzwischen den Kraftverlust der dualistischen Strukturen zugunsten eines staatsgeprägten Monismus, den Finanznot und Studentenandrang befördern. Die Sozialdaten der Studierenden bezeugen fundamentale Umschichtungen; nach dem Stadium der Beamtenhochschule und dem Stadium der Bürgerhochschule ist die Universität in ein drittes Stadium ihrer Sozialgeschichte eingetreten, als Universität für alle. Sie ist freilich ein Verband geblieben, in welchem Personen den Ausschlag geben, die die Verantwortung für die Lehre tragen. Eine Gruppe verantwortlich Handelnder aus

diesem Kreis hat um 1970 die Identität der Universität und ihr leistungsbezogenes Ethos mit Erfolg verteidigt. Es war die zweite bemerkenswerte Leistung der jüngeren Universitätsgeschichte. Die alten Tugenden – was nicht genau dasselbe ist wie die alten Praktiken – haben auch in einer gänzlich neuartigen Situation Antwort gegeben*.

VII

Der Rückblick auf 375 Jahre Gießener Universitätsgeschichte bietet für die moderne Welt nicht allzu viele konkrete Re-

zepte. Aber er mag zu der einen oder anderen Einsicht führen: Es überwogen stets bei weitem die Zeiten der Sorge gegenüber den Zeiten der Sorgenfreiheit. Immer war der Spielraum der Universität gering. Was man jeweils unter Selbstbehauptung verstand, war etwas Relatives, Beschränktes, obwohl es stets den Einsatz aller Kräfte forderte – für ein Ziel, über das man sich nicht ganz sicher und nicht immer ganz einig war. Eine Mehrzahl von Faktoren, mit denen die Universität zu tun hat, scheint erwünscht, ja für sie existenznotwendig. Sie führen zwar zu jenem Gegeneinander, das im Rückblick auf die Vergangenheit verwirrt und in der Gegenwart belastet. Aber das Leben in Kontrasten ist tatsächlich ein Wesenszug der Universität: Die Gassen sind eng und unübersichtlich, doch die Türme ragen in den Himmel.

* Ausführlicher ist von den Verhältnissen der zweiten Nachkriegszeit in des Vfs. *Kleine Geschichte der Universität Gießen 1607–1982*, Gießen 1982, S. 225 ff., die Rede.